

Ausblick: die Bedeutung der Praktischen Philosophie der Sorge für eine „Politik der Sorge“

Für einen Ausblick, was die politische und gesellschaftliche Bedeutung der hermeneutischen Arbeit der Sorge betrifft, möchte ich nur auf zwei, drei Gedanken verdeutlichend hinweisen, die mit dem hier am Schluss vorgeschlagenen Modell vergieren. Damit sei abschließend und ausblickend auch das Wort wieder an andere Autorinnen übergeben. Diese Gedanken sind: der Gedanke der „Horizontalisierung“ der Ethik, formuliert von Annemarie Pieper (2007, 134-139), und der Gedanke von sozial organisierter Philosophie als Selbstreflexion von sozialen Systemen, also von „empathischen Organisationen“, formuliert von Wilhelm Berger, Peter Heintel (1998) und Walter Girschner (1990, 165-184, vgl. auch die Hinweise dazu von Krobath 2010). Diese beiden Gedankenfiguren verdeutlichen nicht nur die politische Dimension der hermeneutischen Arbeit der Sorge, sondern stellen fundamental die herkömmliche Sprache der Ethik, die schon fast reflexhaft in der Gegenwart Begriffe wie „Werte“ und „Normen“ im Mund führt, sobald von Ethik die Rede ist, in Frage. Denn zum einen ist es – das ist eine wesentliche Einsicht der Systemtheorie in der Linie Luhmanns – naiv zu glauben, dass Werte und Konsens, also gewissermaßen eine kollektiv-personale und personal-kommunizierte a) Gleichausrichtung der Individuen an gemeinsamen Handlungsorientierungen („Werten“) und b) Internalisierung und Gleichausrichtung an Regeln und Imperativen der Lebensführung und des Zusammenlebens („Normen“) die Gesellschaft zusammenhalten würden. Das ist naiv sowohl im Hinblick auf lokale Gemeinschaften – und in dem Fall auch konservativ bis reaktionär (Kommunitarismus) – als auch und noch mehr im Hinblick auf die Weltgesellschaft (zum Beispiel „Weltethos“).

Die theoretische und praktische Orientierung an Werten und Normen, jedenfalls in dieser einseitigen Dominanz, die den Ursprung von Werten und Normen in der *Sorge* vergessen hat und sich nicht stets wieder in Theorie und in den praktischen

Prozessen auf die Sorge zurückbezieht, ist darüber hinaus auch Ausdruck einer *hierarchisierenden* Ethik: Die zentrale Gedankenfigur der Verwirklichung von Ethik ist *vertikal*, sowohl was die Person im Verhältnis zu sich selbst betrifft, als auch was die „Verwirklichung“ von Ethik in sozialen Systemen angeht. Diese Kritik der hierarchischen Vertikalität der überbrachten („patriarchalen“?) Ethik richtet Pieper exemplarisch an den Weltethos-Gedanken und das Weltethos-Projekt von Hans Küng, sie trifft aber genauso die Rolle der Ethik im Selbstbezug des Individuums wie etwa in Organisationen. Warum ist die althergebrachte Ethik also in sich bereits „vertikal“ und hierarchisierend? Weil die Dominanz der Rede von Werten und Normen in der Ethik ein mentales Modell voraussetzt, das letztlich suggeriert, dass „man die Menschen lediglich mit einer gewissen Penetranz über das Gute aufklären müsse“ (Pieper ebd., 136). Sei es, dass im Individuum der willige Geist das schwache Fleisch oder in der Gesellschaft die eine (willige) Gruppierung die andere (moralisch schwache) Gruppierung aufklärt, erzieht, abrichtet, hypnotisiert. Im einen wie im anderen Falle herrscht ein Machtgefälle, das letztlich die Gewalt im Herzen der Ethik situiert (je nach Richtung eine Gewalt der Repression oder des Ressentiments). Deshalb

„müssen die althergebrachten moralischen Begriffe und Prinzipien für den Übergang zu einem horizontalen Ethos entvertikalisiert werden, um sie von der Betonkruste logozentristischer Rationalitätsstrukturen zu befreien und durch die Anbindung an konkrete Interaktionsverhältnisse zu flexibilisieren“ (Pieper 2007, 137).

Von einer „Menschheitsmoral“ könne deshalb nur in dem Sinn „die Rede sein, dass sie ein horizontales Ethos bezeichnet, welches die Menschen als fühlende Sinnenwesen miteinander vernetzt“ (ebd.). Wenn es etwas gibt,

„das die konkreten Menschen als organische Lebewesen miteinander verbindet, dann ist es ihre Leidensfähigkeit und Schmerzempfindlichkeit: ihre Verletzlichkeit. Die allererste Erfahrung, die Individuen unmittelbar miteinander teilen, ist die von Angst, Schmerz, Trauer, Not. Aber auch Freude, Liebe, Glück, Lust teilen sich direkt mit, unabhängig von den unterschiedlichen Anlässen, die solche Gefühle hervorrufen.“ (Ebd., 138)

So landen wir schließlich wieder bei dem einfachen, für alle fühlenden Wesen verständlichen und vernehmbaren Ruf der Sorge, wie ihn Schopenhauer formuliert hat: *Schade niemanden, vielmehr hilf allen, so viel du kannst!* Und deshalb ist es so wichtig, in der Ethik immer wieder die Sorge freizulegen. Die ausformulierte und *begriffene* hermeneutische Arbeit der Sorge meint und ermöglicht gerade nichts anderes als eine *Horizontalisierung der Ethik, die in einer kommunikativen und lernenden Infrastruktur organisiert wird.*

Will nun aber der hehre Gedanke der Horizontalisierung der Ethik (als Philosophien der Sorge und der Verkettung von helfender Anteilnahme) nicht naiv und

konfus bleiben, so muss sich die hermeneutische Arbeit der Sorge als sozialer Prozess in sozialen Systemen begreifen lernen. Im Laufe der Geschichte wurde jedoch die Philosophie Opfer ihrer eigenen Organisationsbedingungen und hat zunehmend ihre „Rolle und Aufgabe als Alltagsmaeutik, als Hebammenkunst im Alltag verlassen“ (Berger/Heintel 1998, 26). Nach dem *Goldenen Zeitalter der Sorge um sich* im Hellenismus verlor die freie philosophische Reflexion in allen Angelegenheiten des Lebens und der Natur unter Einfluss des Christentums zunächst *existenzielle* Bedeutung und wurde zu einer rein theoretisierenden „Magd“ der Theologie, der sie mal die Schleppe hinterher, mal die Fackel voran trug. Mit dem Aufkommen der modernen (Natur-)Wissenschaften verlor die philosophische Reflexion, bis dahin zumindest das Licht der „*natürlichen*“ Vernunft, die Deutungshoheit für die Vorgänge in der Natur. Im Zuge der Verwissenschaftlichung gerät die Philosophie selbst in das Fahrwasser arbeitsteiliger Logik, Selbstreflexion wurde fälschlicherweise arbeitsteilig delegiert und als Spezialistentum der Vernunft institutionalisiert (vgl. Berger/Heintel 1998, 32). Dabei hat die solchermaßen institutionalisierte Philosophie ihr ureigenstes Geschäft, das „Geschäft“ des Sokrates (vgl. Martens 2004, 5 ff.), vergessen, nämlich die Steigerung der Reflexivität im Alltag. Die moderne Philosophie hat, „organisationsblind“ (vgl. Krobath 2010, 546 in Anschluss an Heintel 1993) in eigener Sache, die „elitäre Abspaltung der Expertenkulturen von den Zusammenhängen kommunikativen Alltagshandelns“ (Habermas 1995, 488) mitvollzogen.

Das Positive an dieser Entwicklung ist, nachdem wir so langsam dabei sind zu begreifen, dass ein unhinterfragtes Haftenbleiben an irgendeiner Tradition zu kurz greift, dass andererseits die (positiven) Wissenschaften allesamt für das Feld der Lebensorientierung und der Lebensführung nicht einfach nur keine Antworten zu liefern vermögen, sondern schlicht und einfach *irrelevant* sind, dass wir heute in die Lage versetzt sind und es tatsächlich auf uns nehmen sollten, das Philosophieren in seiner existenziellen und ethischen Bedeutung wieder zu lernen, nämlich als Alltagsmaeutik – wie hier vorgeschlagen als hermeneutische Arbeit der Sorge – von kommunizierenden Personen, die in der *Einheit ihrer Selbstermpfindung* sich auf das Ganze strebend beziehen und darin sich orientieren müssen. Wir können in der gegenwärtigen Konstellation frisch und ungetrübt den Eigensinn philosophischer Reflexion an die Ursprünge und die antike philosophische Tradition zurückbinden – unter den Bedingungen der Moderne.

Da die Gesellschaft in Subsysteme zerfällt, die jeweils in ihrer Binnenlogik funktionieren, aber in keiner Meta-Kommunikation koordiniert sind, „... müssen die gesellschaftlichen Subsysteme über sich hinauswachsen, zunächst mit eigenen Mitteln – und dies heißt nichts anderes als: Selbstreflexion des Systems“ (Berger/Heintel 1998, 21):

„Damit ändert sich die traditionelle Rolle der Philosophie zugunsten ihres Ursprungs. Sie entspricht ihrem Allgemeinheitsanspruch nicht mehr dadurch, dass sie das Allgemeine arbeitsteilig für andere institutionell abgesichert denkt, sondern dadurch, dass sie selbst allgemein wird. Philosophie wird damit der Name für eine selbstreflexive Tätigkeit von Subsystemen der Gesellschaft, in der sie ihre Teilwahrheiten für sich zu relativieren lernen, um an andere Subsysteme anschlussfähig zu werden. Da es sich eben um Systeme und nicht um zu belehrende Individuen handelt, geht es dabei für die Philosophie um das Arrangement, die Organisation von Selbstreflexion, denn auch sie kann nur in Systemgestalt wirksam werden.“ (Ebd., 21)

Durchaus in der Linie der hier vorgeschlagenen Hermeneutik der Sorge können wir diesen Neubau von sozialen Systemen und Organisationen mit Walter Girschner als die Konstruktion von *empathischen Organisationen* bezeichnen. Nach Girschner können wir

„analog zur Ebene von Personen [...] auch bei Organisationen von Empathie sprechen, wenn sie sich in die Situationen betroffener Umwelt hineinversetzen und sich von dort aus selbst betrachten“ (Girschner 1990, 153 und vgl. ebd. 172 ff.).